der ehrgeizigen Rachel eine furchtbare Pein. wollte an die künstlerische Größe ihrer Nebenin nicht glauben. Eines Abends beschloß sie stens, in das Theätre Italien zu gehen und sie zu hören. Tief verschleiert, im Hintergrunde Loge verborgen, wohnte sie der Vorstellung von bei. Nur bis zum Schluß des dritten Aktes ie es aus; dann stürzte sie zitternd vor Wut aus Loge heraus und rief in das Foyer hinein: ist also eure große, so sehr gerühmte Schauspie-

Das ist die Nebenbuhlerin, die man mit mir ichen will! Morgen sollen die Fetzel Mme. s Auftreten als Phädra ankündigen. Dann solPariser entscheiden, ob mein Stern noch am erhimmel strahlt oder im Verlöschen ist!" Am den Tage berichteten die Zeitungen diesen erskandal natürlich etwas aufgebauscht. Nach oder drei Tagen kündigte aber in der Tat das re Français Phädra mit der Rachel an. Alles, n Paris einen Namen hatte, an der Spitze der , wohnte der Vorstellung bei. Die Rachel war hinreißend in ihrem Spiel; der Rachel des ißes spornte sie an, alle ihre Kräfte zur höchsten ng zu entfalten. Aber Adelaide Ristori war die die das Veichen zu einem Beifallssturm gab, uch die Rachel ihn kaum erlebt, und sie tat es Zärme und Ueberzeugung! Ein boshafter Kritaber, der die beiden so verschieden verlaufenden nungen dieser Bühnenkönigininen in ihren ern schilderte, schloß seine Ausführungen mit emerkung, die Natur habe bei der Rachel den davongetragen und die Kunst bei der Ristori.

Eine Schilderung Port Arthurs.

er Kriegskorrespondent des Daily Telegraph et unter dem 3. d. M., daß er am Mittwoch auf Spezialdampfer des Daily Telegraph drei geße, in Zwischenräumen von etwa einer Stunde ander folgende Explosionen beobachtet habe. Explosionen warfen Säulen weißen Rauches in uft und erweckten in dem Beobachter den Ein, daß in der neuen Stadt von Port Arthur Hänsprengt wurden. Das Wetter war vollständig Die japanische Flotte hatte nur einige Kreuzer, nenboote und Zerstörer vor der Festung, die um ischan herumlagen. Die Russen haben offenbar den wichtigsten Teil der Halbinsel in Händen. beiderseitigen Verschanzungen auf Laufgräben tief eingeschnitten und waren deutlich zu erkennen. Die Küste war von den Japanern so wenig cht, daß es dem Dampfer des Daily Telegraph eichtes gewesen sein würde, in den Hafen einzuen. Die westlichen Außenwerke der Japaner sind deutender Art, und der Korrespondent gewann Eindruck, daß die Japaner nur wenig über die endai hinaus vorgedrungen sind. Die Befestiwerke der Russen beherrschen sämtliche Zue. Auf dem Signalhügel stehen noch immer die hohen Pfosten für drahtlose Telegraphie. Aus üblichen Festungswerken schienen die Russen das sche Schiff zu beobachten. Ueber Dalny lag eine ftschicht, die von den Dampfern im Hafen herte. Südlich war weder Geschützfeuer noch Geeuer zu hören. Der Korrespondent konnte die n japanischen Befestigungswerke und Lager auf Wolfshügel und den anderen Hügeln nordöstlich Leuchthauses beobachten, und er versichert bei, daß die Halbinsel Liautschan von der Tauai bis über den goldenen Hügel hinaus noch vollig in Händen der Russen ist. Aus der neuen t stiegen dünne Rauchsäulen auf, die offenbar brennenden Häusern herrührten. Gegen Mittag gen einige japanische Granaten in den Hafen in die neue Stadt ein. Der englische Dampfer es nunmehr für an der Zeit, abzudampfen, und de dabei eine Strecke weit von zwei russischen bedoboten verfolgt, die aber nicht auf ihn schossen. er machten ein japanischer Kreuzer, einige Kaboote und einige Zerstörer Jagd auf das Schiff. Kreuzer Takasago signalisierte dem Schiff, zu n. Der Torpedobootszerstörer Nr. 39 schickte ein t mit einem Offizier und einigen Leuten zu dem pfer. Später kamen noch zwei Offiziere und ig Mann von dem Kreuzer und stiegen an Bord. Papiere wurden in Ordnung befunden, aber Schiff trotzdem anderthalb Stunden festgehalten. Offiziere sagten, es sei zu nahe an Port Arthur sen und habe sich dadurch verdächtig gemacht. Grenze von zwanzig Meilen dürfe nicht überen werden. Außerdem sei die Erlaubnis des ischen Konsuls für die Reise nach Tschingwantau erlich. Der englische Kapitän erwiderte, Tschingu und die See seien chinesisch, aber er habe nicht sicht, die japanischen Operationen zu erschwe-

ren. Während die Offizier an Bord waren, drangen die japanischen Mannschaften in die Kabine des Korrespondenten und durchstöberten dort dessen Kisten und Papiere. Die Offiziere befahlen dem Schiff, einen anderen Weg einzuschlagen. Sie sagten, Port Arthur werde in wenigen Tagen fallen. Sie erkundigten sich noch besonders, ob wir Franzosen an Bord hätten. Um 2 Uhr nachmittags traten wir unsere Rückreise an. Wir sahen keine Minen und erreichten um 11 Uhr nachts Tschingwantau.

Mit einem neuen Schnelltelegraphen,

der von Donald Murray erfunden worden ist, werden in England sehr beachtenswerte Versuche angestellt. Seit einem Jahr wird der Apparat zwischen London und Edinburg praktisch erprobt, anscheinend mit gutem Ergebnis; denn die englische Postverwaltung will jetzt einen von Murray inzwischen vervollkommneten Apparat verwenden. Das System ist, wie ein Londoner Blatt berichtet, dem von Wheatstone ähnlich, weicht aber darin ab, daß der Papierstreifen von einem Instrument perforiert wird. Es arbeitet vier- bis fünfmal so schnell wie der Morse-Apparat. Das Telegraphieren geht auf diesem Apparat in drei Stadien vor sich: Zuerst wird das Telegramm auf einer Maschine, die einer Schreibmaschine ähnlich ist, kopiert. Ein durchlaufender Papierstreifen wird perforiert, so wie jeder Buchstabe angeschlagen wird. Zweitens geht der perforierte Papierstreifen sehr schnell durch einen Uebertragungsapparat, und ein genaues Faksimile des Streifens erscheint im Aufnahmeapparat am anderen Ende des Drahtes. Drittens läuft dieser Streifen durch eine Papiermaschine mit automatischen Mechanismus, die von einem kleinen elektrischen Motor getrieben wird, und das Telegramm erscheint sofort sauber und gedruckt; dabei wird eine Schnelligkeit von 120 bis 150 Worten in der Minute entfaltet.

Von einem Walfisch gerammt

und zum Sinken gebracht, wurde im Nordatlantischen Ozean der dänische Schoner Anna, dessen Insassen von dem englischen Dampfer Quernmore gerettet und in Liverpool gelandet wurden. Die Anna fuhr von Island nach Neu-Braunschweig und war etwa zwanzig Tage unterwegs, als man am Nachmittag des 28. September auf hoher See einen Walfisch Wasser in die Höhe spritzen sah. Bald darauf wurden einige hundert Meter vom Schiff entfernt wieder Wasserstrahlen gesehen; der Walfisch schien sich ärgerlich im Kreise zu drehen. Als die Anna langsam, nur mit einer Geschwindigkeit von 4½ Knoten vorüberfuhr, erkannte die Mannschaft deutlich die Bewegungen des Ungetüms, das mit seinem Schwanz wütend das Wasser peitschte. Plötzlich stürzte es sich mit voller Wucht und ungeheurer Schnelligkeit auf das Schiff und traf es mit seinem Kopf in der Mitte. Es gab ein furchtbaren Krach, einige Seeleute wurden umgeworfen. Das Schiff hatte unter der Wasserlinie eine Oeffnung erhalten und sein Vorderteven war zerbrochen. Aber auch der Walfisch war tödlich getroffen. Der kolossale Körper stieg langsam an die Oberfläche, am Kopf und an der Seite sah man zwei klaffende Wunden, aus denen sich das Blut in Strömen ergoß und das Wasser in weitem Umkreis rötlich färbte. Das Schiff war leck geworden, und die ganze Mannschaft arbeitete fieberhaft an den Pumpen, aber als das Wetter schlechter wurde, begann das Schiff zu sinken. Nach 18 Stunden angestrengter Arbeit mußte man die Anna aufgeben. Ein Rettungsboot wurde mit Proviant versehen und bemannt. Gerade als es ins Wasser gelassen werden sollte, bemerkte man den Dampfer Quernmore, dem es nach mehreren angestrengten Versuchen gelang, die Besatzung der Anna aufzunehmen.

Die teuersten Zigarren.

Die ausgezeichnete Tänzerin Fanny Elßler (1810 bis 1884) feierte überall, wo sie auftrat, glänzende Triumphe. In Amerika, wo sie 1841 Gastrollen gab, erregte sie eine Begeisterung, wie vorher noch nie eine Künstlerin. Zu ihren glühendsten Verehrern zählte ein reicher Plantagenbesitzer aus Havanna. Er sandte Fanny, nachdem er sie tanzen gesehen hatte, eine Zigarrenkiste mit folgenden Worten: Empfangen Sie hiermit von einem aus den Millionen Ihrer Anbeter tausend Stück Havanna-Zigarren als Morgengabe. Entschuldigen Sie, daß der arme Zigarrenfabrikant keine glänzendere Huldigung darbieten konnte, und gestatten Sie, Holdeste, daß ich verbleibe mit tiefer Verehrung Don Josee Alfancho. Die Künstlerin machte ein ziemlich enttäuschtes Gesicht über die wenig geeignete Gabe, aber neugierig wie alle Evatöchter, brach sie doch die Kiste auf. Vor ihren musternden Blicken lagen die schmucken, schlanken Zigarren. „Nicht einmal eine Spitze hat er mitgeschickt," schmollte Fanny, und zerstreut nahm sie eine der Zigarren aus der Reihe. Aber die Zigarren waren ungewöhnlich schwer. Fanny wickelte das Deckblatt ab und — o Wunder! — reines, glänzendes Gold lachte ihr entgegen. Die 1000 Zigarren waren das feinste, geschlagene, in Deckblätter von Tabak gewickelte Gold. Der „arme" havannesische Fabrikant hatte der Tänzerin ein Geschenk von 50 000 Dollars gemacht.

Vom Büchertisch.

„Münchener Volksschriften" betitelt sich eine Sammlung von Volkserzählungen, welche der Münchener Volksschriftenverlag zu dem außerordentlich billigen Preis von 15 Pfg. pro Bändchen herausgibt. Wenn sich das Unternehmen in dem Sinne weiterentwickelt, wie die uns vorliegenden ersten vier Hefte den Anschein haben, so kann man nur sagen, daß mit dieser Sammlung die richtige Lösung gefunden ist, wie man das viele wertlose, wenn nicht geradezu gefährliche Zeug verdrängen kann, das auch in katholische Familien durch Kolporteure usw. oft eingeschmuggelt wird. Die Sammlung wird sorgfältig ausgewählte volkstümliche Erzählungen der besten neueren und älteren katholischen Autoren bringen. Dabei ist die Ausstattung trotz des billigen Preises von 15 Pfg. für das Bändchen von 64—80 Seiten wirklich musterhaft zu nennen; klarer Druck, gutes Papier und ein hübscher Umschlag, so daß man sich wundern muß, wie die Heftchen um diesen billigen Preis hergestellt werden können. Gleich in den ersten Heften bekundet sich eine glückliche Hand in der Auswahl der Stoffe. Heft 1 bringt zwei Novellen des Böhmerwalddichters Anton Schott: „Landstreicher" und „Die Einbauernleut", zwei musterhafte Charakterzeichnungen in der bekannten markigen Schreibweise Schotts. In Heft 2 läßt uns Bernhard Börner in der farbenreichen Erzählung „Auf Leben und Tod" einen Einblick tun, welcher Bosheit das Menschenherz fähig ist, wenn Habsucht und Rachsucht von ihm Besitz ergriffen haben, wie aber auch „jede Schuld sich auf Erden rächt". Im dritten Bändchen führt uns Dr. Carl Bauns, an den Rhein und schildert in zwei prächtig geschriebenen Erzählungen: „Gretchen vom Eigelstein" und „Der Burggraf von Drachenfels", Leben und Treiben in den Städten und Burgen des Mittelalters. Das vierte Bändchen bringt eine der schönsten Erzählungen des Gesellenvaters Kolping, „Das Lindenkreuz", und schildert uns die schrecklichen Folgen des Meineids, die einen Menschen sein Leben lang nicht mehr zur Ruhe kommen lassen, bis er seinen harten Sinn beugt und seine Schuld büßt. Weitere sechs Hefte werden noch vor Weihnachten dieses Jahres erscheinen. Der wirklich preiswerten Sammlung ist der beste Erfolg zu wünschen.

Friedrich Hebbel ist auch einer von jenen Dichtern, die erst hundert Jahre nach ihrem Tod lebendig werden. Nun werden seine Gedankendramen plötzlich Repertoirstücke, ein Buch über das andere wird ihm gewidmet, und die litterarische Welt sieht sozusagen in seinem Zeichen. Gegen die vielen Modeartikel der litterarischen und Tagespresse können wir hier eine tiefgründige, eingehende und schöne Studie über Hebbel und zwar über das eigenste Wesen Hebbels, über seine Welt- und Kunstanschauung hervorheben, die Dr. Max Ettinger zum Verfasser hat und in dem Oktober- und Novemberheft der Monatsschrift **„Hochland"** (herausgegeben von Karl Muth im Verlag der Jos. Kösellschen Buchhandlung in Kempten und München) erschienen ist. Die Lektüre der feinen Arbeit sei angelegentlichst empfohlen. Das Novemberheft „Hochland" enthält außerdem eine Reihe hervorragender Beiträge künstlerischer und wissenschaftlicher Art, so wird der Roman „Jesse und Maria" der hochgeschätzten Dichterin E. von Handel-Mazetti in seiner Entwicklung kraftvoll weitergeführt, und die reizende Novelle „Stimmung" von Fr. Noerr findet ihren Abschluß. Hofrat Schönbach kündigt unter interessanter ausführlicher Begründung die Publikation einer wertvollen Entdeckung mittelalterlicher Ketzerschriften an; an anderer Stelle verbreitet sich Dr. P. A. Heimer auf Grund seiner im Oktoberheft der gleichen Zeitschrift gegebenen pragmatischen Darstellung über die Lage in Frankreich. Bedeutsam ist auch ein Aufsatz über die Entwaldung Nordchinas und ihre Folgen, den Univ.-Prof. Dr. H. Mayr verfaßt hat. Er ist die Frucht der Studien, die der Autor in Begleitung der Prinzen Rupprecht und Georg von Bayern unternommen hat. Nicht zu vergessen ist ein Aufsatz der Dr. Lady Blennerhassett über „Religiöse Probleme und moderne Romane", dessen Anfang schon wertvolle Ausblicke eröffnet. Die Lyrik ist durch M. Herbert, Christian Wagner und Philipp Witkop bestens vertreten. „Kleine Bausteine", „Kritik", „Echo" und „Rundschau" bieten wie immer unschätzbare Anregung. Drei kräftige Kunstbeilagen sind dem Heft beigegeben.

Verantwortlicher Redakteur Ed. Verhülsdonk in Bochum.
Verlag und Rotationsdruck der Märkischen Vereinsdruckerei.



Nr. 257. 3. November 1904.

Grüne Augen.

Roman von Dr. F. X. Eß.

Nachdruck verboten.

(Schluß.)

Der 1. Mai war da, diesmal in ungewöhnlicher Pracht. Stuttgart glich einem forsam gehüteten Vogelnestchen inmitten eines lachenden Blumenbeets. Lady Stapleton war ungemein aufgeräumt und heiter.

„Wollen wir zuerst die Gemäldeausstellung besuchen?" fragte sie Lilian, als der Wagen vor dem Ausstellungsgebäude anhielt. Der Schalk blitzte ihr aus den Augen. Sie wußte, daß Lilian seit zwei Jahren ängstlich die neuesten Schöpfungen auf dem Gebiete der Bildhauerei verfolgte, wenn sie auch das Wort Karl nie über die Lippen brachte.

„Lieber erst die Abteilung für Statuen, wenn es Dir recht ist," gab Lilian rief errötend zurück.

Die Damen suchten die besagte Abteilung auf. Ein gewähltes, nicht sehr zahlreiches Publikum füllte die Räume, mit Kennerblicken jedes einzelne Werk musternd.

Lady Stapleton war in den Kreisen des Publikums bekannt, man machte der ehrwürdigen, alten Dame gerne Platz, wie sie in heiterster Stimmung, gestützt auf Lilians Arm, durch die Säle schritt, und mancher junge Mann ließ mit Wohlgefallen das Auge auf der graziösen, liebreizenden Gestalt Lilians ruhen, die sich vorteilhaft — die bittende Jugend neben dem verwelkten Alter — neben der Dame abhob.

Bis jetzt hatten Lilians Blicke vergeblich im Saal herumgeschift. Keines dieser Werke, so viele auch davon Meisterwerke waren, konnten von — ihm sein. Seine Schöpfung mußte keusch sein, den Stempel der Hoheit auf der Stirne tragend. Auch hatte Lilian noch auf keiner Statue die Initialen des Künstlers — K. M. entdecken können.

Lilian suchte im Katalog nach — vergebens! Weder K. M. noch der vollständige Name war zu finden. Nun hatte die Ausstellung kein Interesse mehr für sie. . . .

Ein mit der Familie bekannter Maler, Professor der Porträtierkunst an der Kunstschule, trat auf die Damen zu. „Haben Sie schon die Krone der Ausstellung gesehen, meine Damen?" rief er ihnen zu. „Nein?" Na, dann kommen Sie schnell!"

Er führte sie in den anstoßenden Saal. „Dort in der Ecke!" sagte er. „Niemand kennt den Künstler," fügte er nach einer Weile hinzu.

Eine Gruppe von, wie es schien, Künstlern, stand vor der Statue. „Ein Prachtwerk, in der Tat!" hörte Lilian allgemein sagen.

Neugierig schlug die sie den weichen Schleier empor. Die Figur, aus weißem Marmor, stellte ein Mädchen dar. Die keuschen Formen verhüllte ein faltenreiches Gewand, dessen Herstellung in Bronze ausgestreckte Rechte hielt ein Bündelchen weicher Lilien, das Sinnbild der Herzensreinheit, und am Fuße der Statue waren die Worte eingemeißelt:

„Lilienmädchen."

„Könnten Sie mir vielleicht den Namen des Künstlers nennen?" hörte Lilian eine Dame in ihrer Nähe einen Herrn fragen.

„Seitwärts steht ein „K."," erwiderte der Gefragte.

Lilian geht ein Stich durchs Herz, das Blut tritt ihr mit voller Macht ins Gesicht. Zufällig wandte im selben Augenblick einer der Herren den Kopf um — Lilian ist verraten. Die Gesichtszüge der Statue sind die Lilians, entlehnt von der Hand der Liebe, die den Meißel geführt.

Tränen treten ihr in die Augen, sie achtet nicht der neugierigen Blicke des überraschten Publikums, sie ist stolz, sie ist glücklich, überglücklich, und das ungeteilte Lob des Publikums läßt ihr Herz höher schlagen.

„Komm, man hat Dich erkannt!" flüsterte die Tante ihr zu und zog sie am Arme aus dem Saal. Unter der Türe hob sie nochmals den Schleier und warf einen letzten Blick nach der Statue — in der andern Ecke stand mit verhaltenem Atem ein junger Mann, der Lilian einen langen, schmerzlichen Blick nachwarf. Sie hatte den Mann nicht bemerkt, es war — Karl.

Als die geschlossene Kutsche vom Ausstellungsgebäude wegfuhr, lehnte Lilian das brennend heiße Gesichtchen auf die Schulter der Tante und weinte bitterlich.

„Habt Ihr das „Lilienmädchen" gesehen?" fragte Papa Straub, als er den Damen aussteigen half.

„Wie, Du hast darum gewußt?" rief Lilian unter Tränen.

„Gewiß, mein Töchterchen! Oder glaubst Du, Karl hätte ohne meine Erlaubnis das porträtähnliche Bild auszustellen gewagt?"

„Du kannst dem Meister persönlich gratulieren!" sagte die Mutter, um zum Glücke ihres Kindes auch ein Scherzchen beizutragen. „Er wird unserer Einladung zum Nachtessen Folge leisten."

Lilian konnte kein Wort hervorbringen. Die Stunden versprachen ihr viel zu langsam. Was wird er sagen? Hoffnung und Angst schwellten ihre Brust. Endlich, endlich!

„Herr Bildhauer Mühlacker!" meldete das Dienstmädchen.

Lilian war mit Tante Stapleton allein im Zimmer. „Wir lassen bitten!" sagte die Tante etwas zeremoniell.

Die Tür öffnete sich, Karl trat ein.

„Mein lieber Sohn!" streckte Lady Stapleton dem Ankömmling die Arme entgegen und umarmte ihn zärtlich. „Wie glücklich bin ich, Dich hier zu sehen!"

Ein Blick auf Lilian bedeutete sie, daß sie einen Fehler begangen. „Lilian," wandte sie sich an diese, „sage Karl, wie angenehm er Dich überrascht hat."

„Wirklich?" fragte Karl gemessen und reichte Lilian die Hand.

„Sie . . . sind ein großer Künstler!" stotterte Lilian über und über errötend.

„Lilian wußte gar nicht, daß sie so schön sei," half Lady Stapleton aus der Verlegenheit . . . „Aber, Kinder," sagte sie dann ehrfurchtsvoll, braucht es denn so lange, um eine alte Bekanntschaft zu erneuern? . . . Führe Karl in den Garten, Lilian, und pflücke ihm dort einige Rosen. . . . Die Lilien sind noch nicht am blühen."

Lilian schritt voran, der Balkontüre zu, die in den Garten hinab führte.

„Warum haben Sie bis jetzt nie etwas ausgestellt?" versuchte Lilian anzuknüpfen.

Lilian sah jetzt zu ihm auf. Er hatte noch immer etwas Jugendliches an sich, aber Kummer und ernstes Schaffen hatten ihn zum Manne herangereift, und Lilians Blicke hingen mit Bewunderung und Stolz an ihm.

„Aber Ihr Werk ist doch ein Meisterwerk!" rief sie begeistert. „Ich bin stolz auf das Lob, das ich diesen Morgen aus sachverständigem Munde vernommen habe."

„Also haben Sie mich doch nicht vergessen?"

Sie waren wieder am Balkon angekommen. „Lilian," ließ sich plötzlich Roderich Straub vernehmen, „siehst Du denn nicht, daß der arme Karl es nicht zu glauben wagt, daß Du ihn noch immer liebst?"

Roderich Straub stand Arm in Arm mit seiner Gattin auf dem Balkon, ihm zur Seite Lady Stableton, deren freundliches Gesicht von Glück strahlte.

Lilian stürmte die Treppe hinan und warf sich schluchzend an des Vaters Brust.

„Halt, mein Kind," sagte dieser lachend, „das ist nicht der rechte Platz für Dich. Ich werde alt . . . Komm, ich zeige Dir, wohin Du gehörst!"

Er führte sein Kind zu Karl. „Da, nimm sie hin!" sagte er bewegt, „Eure Brautschaft hat nun lange genug gedauert!"

„Man fühlt erst, wie man liebt, wenn man um der Liebe willen gelitten hat!" flüsterte Lilian dem Erwählten ihres Herzens zu und barg das glutüberhauchte Gesichtchen an seiner Brust.

„Und Du willst mein geliebtes, glückliches Weib werden?" fragte leise Karl.

„Ja, stolz auf Deine Liebe!“ erwiderte das glückliche Mädchen.

* * *

Und sollen wir sagen, was weiter geschehen?

Sie sind längst verheiratet. Lilian ist die glücklichste Gattin auf der Welt. Karl einer der gefeiertsten Künstler, um dessen Schöpfungen sich Museen und gekrönte Häupter streiten. Lady Stapleton schaukelt kleine Blondköpfchen auf ihren Knieen und nur ein Mißton trübt das Glück der Familie.

Lady Philomene war zwar zur Hochzeit, die in der Schloßkapelle zu Stapleton stattgefunden hatte, erschienen, aber seither nicht mehr zu bewegen gewesen, ihre Kinder zu besuchen.

„Es ist unmöglich!“ wehrte sie hartnäckig ab. „Ihr seid mir jederzeit willkommen, aber mehr darf ich nicht vom Schicksal wollen. Ich bin unwürdig, in Euren Kreis zu treten. Gott hat mein Gebet erhört, mein Sohn hat das Glück gefunden . . . Kunigunde ist bei mir, wir werden zusammen alt und bereiten uns gegenseitig auf den letzten Schritt vor . . .“

Eine schmerzliche Ueberraschung wartete noch der Büßerin. Auf ihren Rundgängen durch die Spitäler Roms mit den barmherzigen Schwestern, wo sie als tröstender, helfender Engel verehrt wurde, fand sie eines Tages — Heinz. Des anderen Tages lag er in ihrer Wohnung. Mit unermüdlicher Geduld pflegte sie den Verirrten, dessen fortgesetztes Lasterleben ihn auf das Krankenbett geworfen hatte, wo er nun langsam dahin siechte. Und wenn die Verbrechercirkel für die unbegreifliche Aufopferung der Schwester nur Worte des Undankes und der Bitterkeit hatte, nahm Philomene sie ohne Murren hin zur Buße ihrer Schuld.

„Das Verdienst wird meinen lieben Kindern zu gute kommen“ sagte sie lächelnd zu Kunigunde.

— Ende. —

Ritterhauss an die Arbeiter-jubilare des Bochumer Vereins.

Bei der ersten der jetzt alljährlich stattfindenden Jubelfeier des Bochumer Vereins am 14. Oktober 1894 richtete der nunmehr verstorbene Dichter Emil Ritterhauss folgende poetische Ansprache an die Prämiierten:

Es geht durch unsere Zeit ein Geist der Selbstsucht,
roher Lust der Sinne —
Er hat sein Banner aufgepflanzt auf prächtiger Paläste Zinne,
Er läßt es weh'n im Bürgerhaus, er läßt es in der Werkstatt flattern —
Und, wo des Friedens Wohnung war, schafft er ein Nest voll gift'ger Nattern!
Da grinst des Neides Angesicht, da ballt der Haß die Faust zum Schlage;
Verwiesen wird der alte Gott ins Reich der Fabel und der Sage.
Nichts gilt des Hauses Heiligkeit und nichts das Vaterland auf Erden —
Im Umsturz aller Dinge sucht Verblendung Heil und Besserwerden! — —
Die Zeit hat kein erfreulich Bild. Rings zwischen Arm und Reich die Hetze.
Als gäb' es auf der weiten Welt nichts Höh'res als die gold'nen Schätze.
Und, wer nur klar ins Leben sieht, wer wär's wohl, der das nicht erführe:
Es liegen Geld- und Bettelsack nie hundert Jahr' vor gleicher Türe!
Reichtum verführt zu Müßiggang — und Müßiggang in jedem Lande
Und Stande ist der Vater stets der Not, des Laters und der Schande —
Und zwei nur sind, zwei nur allein, die helfen obenauf zu kommen.
Die niemals ihren Dienst versagt dem, der die Zuflucht dort genommen,
Zwei Tugenden, die ewig wert, daß man für sie die Palmen streue —
Das ist — verkündigt sei es laut! — das ist der Fleiß, das ist die Treue!
Der große Haufen ehrt das nicht — der macht um's gold'ne Kalb die Tänze,
Und flicht dem, der am laut'sten schreit, wahrtrunken seine Lorbeerkränze.
Tiefsinnen aber in der Brust, da spricht das Beste, das Gewissen,
Und läßt für Fleiß und Treue nicht den rechten Lobspruch je vermissen,
Der seinen vollen Klang noch hat, wenn wir die Hände sterbend falten,
Wenn Gott uns sagt: In Treue hast am rechten Fleiß du festgehalten! —

Dies Fest, es gilt dem treuen Fleiß, für den ein Vorbild hat gegeben,
Der dieses Werkes Leiter ist in einem tatenreichen Leben,
Der Weißbart, dem das Schicksal nicht legiegt die Schätze in die Wiege,
Der mit dem treuen Fleiß errang die großen, die gewalt'gen Siege
Im heißen Kampf der Industrie, der unablässig sann und dachte,
Bis er aus Bochums Eisenwerk ein Riesenwerk, ein Bollwerk machte,
Das ihn so laut lobt, daß am Platz kein Wort mehr ist zu seinen Ehren! —

Euch Glückwunsch, die Ihr Euch bewährt als Streiter in der Arbeit Heeren!
Den Hut herunter vor dem Mann, der an der Treue festgehalten,
Der sich erprobt hat und bewährt in seinem Schaffen, seinem Walten! —
Mehr noch als seine Pflicht zu tun vermag kein Mensch — und das Bewußtsein,
Den Alten und den Jungen mög's des Daseins Preis und schönste Lust sein! —
Dank für die Treu'! Dank für den Fleiß! — Der Himmel schenk' Euch Segensjahre!
Gott mit Euch bis in Ewigkeit! Gott sei mit Euch, Ihr Jubilare!

Minen.*)

Im ostasiatischen Kriege haben besonders im Anfange die Minen und Torpedos eine große Rolle gespielt. Da begegnen wir nun häufig der Ansicht, daß die Wirkung der Minen und Torpedos eine so furchtbare sei, daß es gewissermaßen zwecklos scheine, große und kostspielige Panzerschiffe zu bauen, die ja doch bei einem Kriege der Zerstörung durch die verhältnismäßig leicht und mit geringen Kosten zu beschaffenden Minen ausgesetzt seien. In folgendem soll nun kurz erläutert werden, was eigentlich eine Mine ist, wie sie zur Wirkung kommt und wie man sich gegen Minen schützen kann.

Der Unterschied zwischen Minen und Torpedos ist der, daß Torpedos eine Maschine haben, die sie fortbewegt, während die Minen keine Fortbewegungsmaschine besitzen, sie liegen entweder fest verankert oder schwimmen an der Oberfläche. Beiden gemeinsam ist die Sprengladung, die aus Schießbaumwolle besteht. Die Minen sind für gewöhnlich eiserne Gefäße, die wasserdicht verschlossen sind und je nach der Größe 40—100 Kilogramm Schießbaumwolle enthalten.

Die Entzündung einer solchen Mine erfolgt fast durchweg dadurch, daß das Schiff gegen sie stößt, durch den Stoß kommt die Ladung zur Explosion und schlägt ein Loch in den Schiffskörper. Die Minen sind aus dem Grunde so gefährlich, ja geradezu unheimlich, weil sie unter Wasser, also nicht sichtbar schwimmen. Je nach der Wassertiefe — unter Berücksichtigung von Ebbe und Flut — wird die Länge des Ankertaues der Mine bemessen. Nehmen wir an, eine Mine soll in einer Wassertiefe — beim niedrigsten Wasserstand, also bei Ebbe — von 20 Meter ausgelegt werden, so wird das Ankertau zirka 18 Meter lang gemacht, die Mine bleibt dann immer noch 1—1½ Meter unter der Wasseroberfläche und daher unsichtbar.

Um einen Hafeneingang mit Minen zu sperren, braucht man nur eine genügende Anzahl von Minen zu verankern und hat dann die Gewißheit, daß jedes Schiff, welche diese Stelle — die Hafeneinfahrt — passieren will, durch eine oder mehrere Minen getroffen wird.

Da durch eine solche Sperre aber auch für die Verteidiger des Hafens ein Passieren — zum Beispiel zum Ausfall — unmöglich wäre, hat man sogenannte Beobachtungsminen ersonnen, bei denen die Entzündung nicht durch das Berühren beziehungsweise Anstoßen des Schiffes, sondern auf elektrischem Wege von Land aus erfolgt. Für gewöhnlich wird man nur an einer bestimmten Stelle der Hafeneinfahrt derartige Beobachtungsminen legen. Die eigenen Schiffe, denen diese gefährliche Stelle natürlich genau bekannt ist, fahren ohne Gefahr über die Minen fort; kommt dagegen ein feindliches Schiff an diese Stelle, sei es nun durch Zufall oder bei Verfolgung eines Verteidigers, so wird von Land aus der elektrische Zündungsapparat in Tätigkeit gesetzt und die Minen kommen einzeln oder zu mehreren zur Explosion. Außer den verankerten Minen haben die meisten Nationen noch sogenannte Streu- oder Treibminen, die nicht verankert werden, sondern an der Wasseroberfläche schwimmen. Es liegt auf der Hand, daß diese letzteren nur nachts oder bei stürmischem Wetter gefahrbringend sind, da man sie bei Tage oder bei gutem Wetter sieht und ihnen ausweichen kann.

Will nun eine Flotte einen Hafen angreifen und ist Grund vorhanden, anzunehmen, daß Minen gelegt sind, so müssen zunächst die Minen entfernt oder unschädlich gemacht werden.

Es kann dies auf zwei Arten geschehen; entweder sucht man durch leichte Boote, die eine Stahlleine schleppen, die Minen zu fassen und sprengt die Ankertaue dann ab, so daß die Minen an die Oberfläche kommen, oder man schickt Prähme oder Dampfer voraus, die die Minen durch Anrennen zur Explosion bringen.

Die erstere Art, das Absuchen des Fahrwassers nach Minen durch Boote und Stahlleine, erfordert zwar Zeit, hat aber dafür den Vorteil, daß bei richtiger Anordnung der Suchdivision eine genügend breite Fahrstraße von Minen gesäubert wird, und daß auch die Beobachtungsminen entfernt werden. Das Vorausschicken von Prähmen oder Dampfern bietet nie die volle Sicherheit, daß alle Minen unschädlich gemacht sind; einmal, weil der Weg, den diese Dampfer oder Prähme nehmen, von allerhand Einflüssen abhängig sind, und dann, weil die Beobachtungsminen nicht zur Entzündung zu kommen brauchen. Soll daher eine Minensperre, die aus verankerten Minen besteht, wirksam sein, so muß sie verteidigt werden, das einfache Auslegen von Minen hat nur den Wert, daß die Forcierung der Hafeneinfahrt mehr Zeit erfordert.

Die Streuminen können, wie schon erwähnt, nur dann den Schiffen gefährlich werden, wenn die See so hoch geht, daß die Minen in den überstürzenden Wellenkämmen nicht gesehen werden können, oder in dunkler Nacht. Unter diesen Umständen — bei hoher See und dunkler Nacht — würde also das Befahren von Gewässern, die vom Feinde mit schwimmenden Minen bestreut sind, einem leichtsinnigen Aufspielen der Schiffe gleich zu achten sein; ein vorsichtiger Admiral wird seine Flotte auf hoher See halten.

*) Aus dem Monatsblatte des deutschen Flottenvereins, Die Flotte.

Andrew Whites Eindrücke am Zarenhof.

Der frühere amerikanische Botschafter am deutschen Hofe, Andrew T. White, wurde im Jahre 1892 zum ersten Botschafter in St. Petersburg ernannt. Die Erinnerungen, die er aus dieser Zeit im Century Magazine mitteilt, sind von höchstem Interesse und lassen besonders auf die Persönlichkeit des jetzigen Zaren ein scharfes Licht fallen.

White wurde zunächst von dem damals regierenden Zaren Alexander III. empfangen, der, zwar ernster und verschlossener als sein Vater, sich doch liebenswürdig und aufrichtig zeigte. Er war ein starker, ehrlicher Charakter, voller Liebe zu seiner Familie, ganz erfüllt von seinem ernsten Gefühl des Pflichtbewußtseins gegen sein Volk und seiner Verantwortlichkeit vor Gott. Und doch konnte dieses kraftvolle und das Beste wollende Streben sich nicht entwickeln, sondern ward eingeengt durch gewisse Gedrücktheit und Enge des Gesichtskreises. Die Ermordung seines Vaters war einen breiten Schatten über den Lebensweg Alexanders und führte ihn der reaktionären Partei in die Arme. So waren seine Anschauungen in religiöser und politischer Beziehung beschränkt. „Bei Hoffesten und auch sonst sah ich oft nach ihm hin, und dabei ittegen mir manche Gedanken durch den Kopf: „Du bist ein braver, treuherziger Mann,“ so sprach es in mir, „mit einem tiefen Pflichtgefühl. Und doch! Was für eine Welt über dein Land zu bringen, ward dir verhängt! Mit deinen ungeheuren physischen Kräften und deinem riesenhaften Körper wirst du noch fünfzig Jahre dauern, und so lange wirst du mit der Gewalt deiner beiden Hände die ganze Flut des russischen Denkens zurückhalten und nach dir wird dann die Sintflut hereinbrechen.“ Wie hatte man damals ahnen können, daß er schon am Ende seines Lebens stand?

Später wurde ich auch dem Erben des Thrones, dem jetzigen Zaren Nikolaus II., vorgestellt. Er erschien als ein freundlicher junger Mann; aber eine seiner Bemerkungen verwirrte mich höchlich. Im Jahre vorher hatte die Hungersnot, die ja in weiten Gebieten Rußlands nie ganz aufhört, eine furchtbare und lang andauernde Form angenommen, und mit diesem hohläugigen Gespenst zusammen kamen zwei andere schreckliche Gestalten: Cholera und Typhus. Es waren ganz die gleichen Erscheinungen, die in den Zeiten des Mittelalters den Schrecken des „Schwarzen Todes“ geboren hatten: Armut und Verkommenheit der Bewohner. Aus den Vereinigten Staaten waren reiche Hilfsmittel an Geld und Getreide gekommen und im ersten Jahr nach meiner Ankunft war sogar die Not in etwas gelindert worden, da mir 40 000 Rubel mehr zur Unterstützung aus Philadelphia zugesandt worden waren als früher. Ich sprach mit dem jetzigen Zaren, der Vorsitzender des kaiserlichen Hilfskomitees war, über die Art der Verteilung der Mittel. Er antwortete mir, daß nach der Ernte im letzten Jahr kein Elend mehr bestände, daß eine nennenswerte Hungersnot nicht länger vorhanden sei, und daß er deshalb sich darum nicht mehr kümmern wolle. Das alles wurde in einer so schnellfertigen, gleichgültigen Weise vorgebracht, daß ist direkt konfterniert wurde. Die einfache Tatsache war die, daß die Hungersnot, wenn auch nicht mehr in so weiten Gebieten, doch drückender war, als im vorigen Jahr, denn sie fand die Bauernbevölkerung in Finland und in den mittleren Teilen des Kaiserreichs noch weniger vorbereitet, ihr zu begegnen, denn je. Während des vorausgegangenen Winters hatten sie ihre Zugtiere aufgegessen und alles zur Feuerung verbraucht, außer dem kahlen Dach, das sie deckte; aus Finland wurden mir Briefe aus Farnkraut gebracht, die die Menschen gierig verschlangen, und die wir uns schämen würden, unseren Katzen und Pferden vorzuwerfen. Und von alledem wußte der Erbe des Reiches, der dem Throne am nächsten Stehende, augenscheinlich gar nichts.

In späteren Unterhaltungen, die ich mit einem Herrn führte, der seit seiner Kindheit mit Nikolaus intim bekannt war, erzählte mir dieser, daß der Hauptzug seines Wesens eine völlige Gleichgültigkeit gegen alle Menschen und Sachen um ihn herum sei, obwohl er dabei eine gewisse Höflichkeit an den Tag lege; er äußere nie auch nur die geringste Teilnahme für irgend eine Angelegenheit und zeige keinen Funken irgend welchen Ehrgeizes. Das wurde mir durch Beobachtungen bestätigt, die ich dann bei Hofe über ihn machte. Er schien ganz teilnahmslos und indifferent herumzustehen, sprach sich in liebenswürdiger Weise einmal zu dem oder jenem, der ihm in den Weg lief, wenn es ihm nicht bequemer war, nicht zu ihnen zu sprechen. Aber sonst schien ihn alles um ihn herum durchaus nichts anzugehen. Nach seiner Thronbesteigung sagte einer der besten Beurteiler, die Europa kennt, der oft Gelegenheit gehabt hatte, ihn im Geheimen zu beobachten: „Er weiß nichts, weder von seinem Reiche noch von seinem Volke; er geht niemals aus seinem Palaste heraus, wenn es nicht gerade unbedingt notwendig ist.“ Aus dieser Unfähigkeit erklärt sich sein haltloses Benehmen bei der Friedenskonferenz im Haag und jetzt im japanischen Kriege.

Auch bei den Großfürsten machte White seine Aufwartung. Den bedeutendsten Eindruck machte auf ihn der alte Großfürst Michael, der letzte noch lebende Sohn des ersten Nikolaus. Das war ein freundlicher, leutseliger Herr, garnicht so hochmütig und brutal wie die anderen. Als er ihm seinen Besuch machte, erzählte ihm White, daß er ihn zum letzten Male 1855 gesehen habe, wie er, aus dem Krimkrieg kommend, von der Eisenbahn mit seinem Bruder Nikolaus direkt nach dem Palast geeilt war. Da kamen ihm Tränen in die Augen und er sagte: „Ja, das war eine traurige Zeit. Mein Vater telegraphierte uns, daß unsere Mutter sehr krank läge und uns noch zu sehen verlange. Wir brachen eilig auf, doch auf der Reise noch hörten wir, daß sie gestorben sei.“ Sein Bruder, Großfürst Nikolaus, war dagegen ein gewalttätiger und geldgieriger Mann. Ein Offizier, den White danach fragte, wo die Schuhe hingekommen seien, die den Soldaten im türkischen Kriege fehlten, gab zur Antwort: „In Großfürst Nikolaus' Taschen“. Die Damen des kaiserlichen Hofes zeigten eine große Sehnsucht nach Bildung und Kultur. Eine Fürstin aus einem der sächsischen Herzogtümer äußerte zu White, daß es ihr schmerzlich Wunsch wäre, einmal Dresden zu besuchen, aber daß sie niemals dahin gekommen wäre. Sie sprach von deutscher Litteratur, und als White bemerkte, er hatte eben einen Brief von Professor Georg Ebers, dem Verfasser der historischen Romane, erhalten, da seufzte sie aus tiefstem Herzen: „Ach, wie glücklich sind Sie, daß Sie mit solchen Leuten in Verbindung stehen! Wie gern möchte ich Ebers kennen lernen!“

Allerlei.

Tägliche Erinnerungen.

8. November.

1647: J. Milton, engl. Dichter, †. (Bunhill Fields at London). 1773: General von Seydlitz, †. (Ohlau). 1806: Th. Prügge, Schriftsteller, geb. (Berlin). 1870: Verdun kapituliert. 1880: E. A. Franck, Komponist, †. (Paris).

Buffalo Bill auf der Menschenjagd.

Buffalo Bill oder Oberst Cody, der bekannte Vorführer der Szenen aus Wild-West, hat jetzt noch einmal Gelegenheit, in Wyoming eine der wilden Szenen in Wirklichkeit auszuführen. In dem Orte Cody, der fast ganz Eigentum des Obersten ist, überfielen vier Räuber die Bank und töteten den Kassierer. Buffalo Bill hat den Schwur getan, diese vier Räuber lebendig oder tot einzubringen. Der Vorgang spielte sich in einer Gegend ab, die bekannt ist durch die räuberischen Ueberfälle auf Banken und Bahnen. In diesem Falle traten zwei der Räuber, von denen einer einen Scheck in der Hand hielt, während der andere seine Hand in der Ueberzieherstasche hielt, an das Fenster des Kassierers. Der Kassierer, der einen Coltrevolver neben sich liegen hatte, war gerade damit beschäftigt, einen Haufen Banknoten zu zählen, als er aufgefordert wurde, den Scheck zu kassieren. Als er die Hand darnach ausstreckte, drückte der zweite Räuber die Mündung eines Coltrevolvers gegen das Gitter und sagte: „Schiebe schnell den Geldhaufen dort herüber!“ Der Kassierer griff unwillkürlich nach seinem Revolver, als ihn der Räuber niederschoß. Zwei andere Bankbeamte ergriffen ihre Revolver und deckten sich hinter einem hohen Pult, von wo einer von ihnen feuerte, aber fehlte. Die Banditen stürzten unterdessen aus dem Gebäude, dessen Tür von zwei anderen Räubern bewacht worden war. Sie warfen sich auf ihre Pferde und galoppierten die Hauptstraße hinunter, durch Schüsse der Bankbeamten verfolgt, die aber weiter keinen Erfolg hatten, daß ein unschuldiger Cowboy angeschossen wurde. Oberst Cody, der in Nebraska auf der Jagd war, erhielt in Omaha aus über den Vorfall benachrichtigt war, lud er seine Jagdgäste sofort ein, an einer Menschenjagd teilzunehmen, und reiste mit einem Expreßzug nach dem 500 Meilen entfernten Cody ab. Dort fand er am 2. November morgens zwei der Banditen, die schlafend auf einem Hügel nordwestlich der Stadt. Die Räuber eröffneten das Feuer auf ihn, erschossen sein Pferd und flohen in die Berge. Buffalo Bill folgte ihnen auf dem Fuße.

Der Wettstreit der Bühnenkönigin nen.

Eine interessante Theateranekdote erzählt die „Revue Hebdomadaire. Die Lobsprüche, die alle Pariser Blätter der großen italienischen Tragödin Adelaide Ristori bei ihrem Pariser Auftreten spendeten, ber-

Port Arthur in Bedrängnis.



Die neuesten japanischen Nachrichten, an deren Wahrheit zu zweifeln kein Grund vorliegt, zeigen uns den Angriff gegen die Festung in einem Stadium, welches das Ende der Verteidigung in der Hauptverteidigungslinie in nicht allzugroßer Ferne erwarten läßt; damit ist aber nicht etwa gesagt, daß der zähe Verteidiger schon endgültig niedergerungen ist, sondern es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß er sich in einem vorbereiteten inneren Abschnitt weiter zur Wehr setzt.

Die augenblickliche Lage scheint folgendes Bild zu ergeben: Der Hauptangriff wird gegen die Nordfront Nitjufan—Erlungschan geführt. Die Artillerie dieser Werke scheint größtenteils zum Schweigen gebracht zu sein. Der Nahangriff ist von den ersten Infanteriestellungen, von deren Lage und Anlage wir nur ganz geringe Nachrichten haben, weiter vorgeschritten, und hat die vor den Werken gelegenen Talwiederungen überschritten. Palitschwang und das in Trümmern liegende Kuropatkin-Fort scheint in japanischen Händen zu sein, und gegen die Fortgruppen Erlungschan und Tschofusan sind nach den neuesten Meldungen näher liegende Infanteriestellungen auf den Hängen vor ihnen genommen worden. Wenn auch nicht ganz genau die Lage dieser Infanteriestellungen feststeht, so kann es sich dabei nur um eine etwas größere oder geringere Entfernung von den Werken handeln. Diese japanischen Angriffsarbeiten sind in heftigendem Plan in der Form, wie sie wie von japanischer Seite behauptet wird, ist schwer zu entscheiden. Bei der noch immer offensiven Tätigkeit des Verteidigers scheint das noch nicht der Fall zu sein. Wir werden uns also eine solche Linie näher herangeschoben zu denken haben. Da auch dem ausreichende Sturmwege durch die Hindernisse einschließlich der Gräben hergestellt werden müssen mit Minen zu rechnen ist, so ist es recht fraglich, ob der Sturm schon unmittelbar vor der Tür steht.

Es ist vorher erwähnt worden, daß der Verteidiger für den Fall, daß den Japanern der Sturm gelingt, für abschnittsweise Verteidigung sorgt haben wird. Wie solch ein Abschnitt zu denken ist in dem Plan eingezeichnet; er lehnt sich an die bedrohte Werke an, kann also mit den Flügeln andere Anlehnung haben, und ist feldmäßig unter Ausnutzung von Hindernissen herzustellen. Wird diese Linie genommen, bleibt schließlich noch die Verteidigung in den Küstenwerken des Goldenen Berges und der Tiger-Halbinsel übrig, die als Zitadelle zu sehen sind.